

einer Marotte erwecken muß. Sehr beachtenswert sind die Ausführungen des Verfassers über das sogenannte Produktivitätsargument, das von den Befürwortern des Militarismus speziell für das Kleinbürgertum und das Proletariat gebraucht wird. Die Rüstungskosten, die der Volkswirtschaft entnommen werden, kehren zu ihr zurück — heißt es. Darauf antwortet Kobatsch mit einer Reihe stichhaltiger Argumente, von denen wir nur das wichtigste zitieren wollen:

„Man stellt sich diesen Kreislauf so vor, als ob die Entnahme der Rüstungsgelder aus der Volkswirtschaft etwa gleichzeitig, oder wenigstens sehr rasch hernach derselben Volkswirtschaft, und zwar denselben Wirtschaftssubjekten zugute kommt. Zwischen diesen beiden Akten des Rüstungsdrames liegt aber ein oft sehr langer Zwischenakt und die Akteure sind ganz andre; im ersten Akt Volksglieder, im zweiten feudale Herren, die Geldaristokratie. Der erste Akt des Dramas ist die Einhebung der hohen oder wegen der Rüstungen neuerdings erhöhten Steuern, die Bezahlung der Schuldzinsen für die Rüstungen usw. Diese Beträge werden zum größten Teil von allen Wirtschaftssubjekten bezahlt, von den kleineren sogar relativ in höherem Maße als von den größeren, weil ja die indirekten Abgaben bekanntlich in allen Budgeten die Haupteinnahme bilden. Außerdem gibt es in den meisten Staaten Steuern für bestimmte Wirtschaftssubjekten oder Berufe, welche aber auch meist wieder auf die Allgemeinheit abgewälzt werden könnten, z. B. die Gebäudesteuer. Die Ausgabe der Gelder für die Rüstungszwecke, der zweite Akt des Dramas erfolgt begreiflicherweise viel später und kommt zunächst einigen großen Produzenten und großen Lieferanten, in manchen Ländern auch, wenngleich zu einem bescheidenen Teil, den kleineren Gewerbetreibenden oder, was Lebensmittel betrifft, auch den Urproduzenten zugute.“

Dies alles, wie die vorher erwähnten Gedankengänge des Verfassers, sind rein bürgerliche Ideen. Wenn man dem Verfasser demokratisches Gefühl nicht abprechen kann, so verbindet ihn doch nichts mit dem Proletariat und seiner Auffassung des Militarismus. Seine gut begründeten Anklagen wider den Militarismus stören die Frage auf: Was ist aber die Quelle dieses Wahnsinns? Auf diese Frage gibt der Verfasser keine Antwort, was ihn natürlich nicht zurückhält von dem Anpreisen pazifistischer Mittel gegen den Militarismus. Aber trotz dieser Mängel, die jedem Genossen bei der Lektüre des Buchs in die Augen springen werden, ist es der Lektüre wert, weil es viel Material zum Kampfe gegen den Militarismus enthält. Der billige Preis des Buchs — es kostet nur eine Mark — erleichtert seine Anschaffung.

Französischer Parteitag.

Zweiter Tag.

St. Quentin, 17. April.

Die Debatte über den Fraktionsbericht wird fortgesetzt.

Faure (Dordogne): Ich kann nicht wie mein Freund Rappoport etwas „Herzliches“ in der Politik unserer Fraktion finden. Die Opposition gegen Briand war selbstverständlich. Der Redner billigt den Enthusiasmus nicht, der Monis entgegengebracht wurde.

Raffin-Dugens: Ich habe im Fall Malry für die Kreditbewilligung gestimmt. Die meisten andern Genossen hätten dasselbe getan, wenn das Ministerium in Gefahr gewesen wäre. (Stürmischer Beifall bei einem Teil des Parteitag.) Der Vorsitzende Compère-Morel meint: Das ist eine persönliche Ansicht.)

Barneue erklärt, warum er bei der Nachwahl in St. Claude seine Kandidatur im zweiten Wahlgang gegen einen Republikaner anfruchtbar habe und bemerkt weiter: Als der geachtete Sozialist, der ich bleibe, bin ich doch der Ansicht, daß wir immer mehr den Zusammenschluß der bürgerlichen Parteien gegen uns zu gewärtigen haben. Sicher will die große Mehrheit der Partei dem radikalen Experiment, als welches sich das Ministerium Monis darstellt, kein Hindernis in den Weg legen. Weiben wir aber vorsichtig!

Jaurès: Ich verteidige nicht die Notwendigkeit und Nützlichkeit der an unsrer Tätigkeit geliebten Kritik, besonders wenn sie bei aller Schärfe so freundlich wie diesmal ausgeübt wird. Niemals war die Fraktion in ihrer Gesamtheit in solcher Uebereinstimmung mit der Partei und mit sich selbst wie in der jetzigen Legislaturperiode. Gegenüber den in Zerfahrenheit übergegangen bürgerlichen Parteien stehen wir in frohem Arbeitswust. Die Einigkeit in der Fraktion braucht man nicht erst herzustellen, sie ist eine gegebene Tatsache. Mit Rappoport bin ich durchaus einverstanden. Zwei Regeln müssen

uns leiten: unsere fundamentale Opposition gegen die kapitalistische Gesellschaft, die unsern Kampf erst mit dieser aufrichten kann und die Ausübung der wechselnden Situationen. Keine Regierung will die sozialistische Idee realisieren. Jede ist ein Ausdruck des Kapitalismus, aber wir sehen einen wechselnden Einschlag neuer Elemente. Rappoport zieht mit Recht fünfzig Schläge hundert Schlägen vor. Aber er, der Marxist, sollte sich an den Marxschen Satz von den Quantitätsdifferenzen erinnern, die in Qualitätsdifferenzen umschlagen. Rappoport sprach von einer heroischen Periode. Wir haben schwere Kämpfe ausgefochten. Hätten wir nicht der entscheidenden Stunde des Eisenbahnerstreiks eine Verantwortlichkeit, die nicht die unsre war, auf uns genommen, wären wir Verräter an der Arbeiterklasse gewesen. Aber gerade in dieser Zeit war es leicht für uns, unsern Weg zu finden. In Wahrheit fängt die heroische Periode da an, wo wir einem Ministerium gegenüberstehen, das uns unsere Entscheidungen nicht so leicht macht. Wir müssen da in jedem Augenblick die Interessen des Proletariats wahren, ohne von unserm Programm etwas aufzugeben. Wir sind vollständig unabhängig. Hätten wir uns der Regierung gegenüber gebunden, würden wir auf der Seite des Proletariats doppelt verlieren, was wir bei ihr gewinnen. Faure unterschätzt die Bedeutung des Sturzes Briands. Damals sagte ich den Radikalen, als die Kapitalisten sich bemühten, Briand als den unentbehrlichen Mann wieder zurückzubringen: Laßt euch euren Sieg nicht stehlen! Jetzt, was ihr könnt, wir werden euch keine Steine in den Weg legen — aber unsere Unabhängigkeit werden wir bewahren. — Unabhängig entscheiden wir, sei es, daß wir uns über die einzelnen Fragen beraten haben oder in der Kammer eine Besprechung improvisieren müssen. Praktisch ist die Einstimmigkeit bei uns fast stets vorhanden. Bezustanden wird eigentlich nur das Votum im Fall Malry. Wir haben da aber nicht dem Ministerium das Vertrauen, sondern einen Kredit bewilligt, bei dem es allerdings die Vertrauensfrage aufgeworfen hatte. Die Uebertragung des Strafvollzugs aus dem Ressort des Ministeriums des Innern und der Polizei in das des Justizministeriums ist eine alte Forderung von uns. Die But der Briandisten und Konservativen bei diesem Punkt zeigte uns ihren Wert. Als es dann zur Sturzfrage kam, blieben nur einige arme Reformisten in ihrer Vank sitzen. Wir stimmten für die Regierung. Ihr revolutionäres Temperament aber hatte sich in stürmischer Draufgängerlei die vorherige Kompensierung der folgenden kalten Abtönung verschafft. (Stürmischer Beifall.) Die Folge dieser Uebertragung des Strafvollzugs an das neue Unterstaatssekretariat der Justiz war die Freilassung der verhafteten Eisenbahner und Redakteure, die Gewährung des für politische Häftlinge geltenden Regimes für die Verurteilten und — sprachen wir es offen aus — auch die Entscheidung des Kassationshofes in der Frage der Mitschuld an allen aus französischem Boden vertriebenen Saboteuren. Alles dies haben wir ohne Kompromisse erreicht. Die Verhandlung über die Eisenbahner war charakteristisch, weil die Radikalen gezwungen wurden, die Gewaltakte, die sie mit auf ihr Gewissen geladen hatten, wieder gutzumachen. In Frankreich sind Regierungen nicht mehr möglich, die gegen die Arbeiterklasse eine dauernde Gewalttätigkeit ausüben — eine Ordnung einer wenigstens halben Gerechtigkeit muß ihnen folgen. Was wird nun geschehen? Entweder werden die Gesellschaften nachgeben, und das wird ein großer Sieg für die organisierte Arbeiterklasse sein. (Rappoport ruft: Nur der Status quo!) Nein! Die Armee, die nach einer Niederlage das Schlachtfeld zurückgewinnt und ihre Gefangenen befreit, erlangt mehr als den Status quo. Geben die Gesellschaften nach, so ist das eine weittragende Bekräftigung der Macht der Arbeiterklasse. Wenn die Gesellschaften aber widerstehen, so wird entweder die Regierung und ihre Mehrheit jämmerlich untergehen und wir bleiben einzig mit beherrschter Würde zurück, oder sie erfüllt die verlangten Forderungen und dann wird der Kampf zwischen der Republik und den monopolistischen Gesellschaften, eine neue Periode sozialer Entscheidungen anheben. Nehmen wir die Wirklichkeit im Interesse des Proletariats wahr! — Der Redner schließt mit einem Appell, im revolutionären Handeln dem Geist Babouss tren zu bleiben. (Minutenlanger, sich immer wiederholender Beifall der Parteitagmehrheit folgt der Rede.)

Nachmittags Sitzung.

Die Diskussion über den Fraktionsbericht — in Wirklichkeit nicht allerdings eine Menge anderer Gegenstände in ihren Bereich — dauert fort.

Prof. Edgard Milhaud (Rhône), ein Spezialist in den Fragen des Staats- und Gemeindefortschritts, beantragt eine Resolution zugunsten des Rückkaufs aller Bahnlinsen. Guéde und seine Freunde protestieren gegen eine Erörterung dieser Frage, die nicht auf der Tagesordnung des Parteitag steht. Die Unterbrechungen nehmen einen sehr stürmischen Charakter an und der Redner schließt im Earm unter andauerndem, demonstrativem Beifall der Mehrheit.

Der Ministerialismus unmöglich.

Bailiant bestätigt, daß noch niemals die Parteifraktion unter sich und mit der Partei so einig war. Wir alle wissen, daß jede Regierung die Geschäftsführerin der Kapitalisten ist (Beifall besonders bei den Guédisten) und die notwendige Anpassung

an die gegebenen Situationen uns nicht in Widerspruch mit unsern gegen den Staat und den Kapitalismus gerichteten Ideen bringen darf. Man hat vom Ministerialismus gesprochen. Aber seit Amsterdam sind wir mit ihm fertig. (Donnernder Beifall, an dem sich auch die Freunde Jaurès beteiligen.) Dieses Experiment wird sich nie mehr wiederholen. Nicht nur die Asten der Bewegung, auch die Fingern sind darüber einer Meinung. Kein Ministerialismus ist mehr möglich! (Minutenlanger Beifall.)

Compère-Morel bringt eine Resolution in diesem Sinne ein. (Menaud ruft: Das steht schon im Einigungspakt!) Presse spricht über den Proporz und wendet sich gegen das „Apparentement“ (einen Vorschlag zur Aenderung des Wahlsystems), das im schärfsten Widerspruch zu unsern Anschauungen stehe. Wir wollen den Konfusionsismus, diese ärgste Plage der französischen Politik, verhindern und die Parteien organisieren. Das Apparentement aber würde die üblichen Sitten des zweiten Wahlgangs schon vor den ersten verlegen. Ich frage mich ob einem System, das das Apparentement mit Uebervermengung zuläßt, nicht die einseitige Aufrechterhaltung des heutigen Systems noch vorzuziehen ist. Wenn erst einmal eine Reform gemacht ist, vergeht vielleicht ein Menschenalter, bis es zu einer neuen kommt.

Guéde wendet sich in einer scharfen Rede gegen den Antrag, die von Milhaud beantragte Resolution in der Kommission zu verhandeln. Ueber die Frage der Nationalisation hat keine Föderation diskutiert. Keine Kommission kann den Föderationen und dem Parteitag vorgreifen. Ich fordere Ueberweisung an den nächsten Parteitag. Man fordert die Nationalisation im Interesse der Eisenbahner. Dasselbe Recht haben aber auch die Textilarbeiter usw. Wir fordern ja auch die Verstaatlichung der Bergwerke. Wo aber sind die Milliarden für den Ankauf vorhanden? Wir sind nicht eine Partei des Rückkaufs, sondern eine Partei der Expropriation. (Lebhafter Beifall.) Dazu kämpfen wir um die politische Macht. Der Rückkauf dient oft nur zur Bereicherung der Kapitalisten. Ich begreife, daß die Kapitalisten es vorziehen, sich heute auskaufen, statt sich später enteignen zu lassen. Uebergeben wir die Angelegenheit regelrecht den Föderationen und ersparen wir uns Manifestationen für etwas, was den Kapitalisten ganz recht wäre.

Jaurès: Nicht die Kommission soll das letzte Wort sagen, sondern der Kongreß. Dies aber scheint mir wohl am Platze. Etwas weiß die Debatte über die kommunale Regie ohnehin die Frage der öffentlichen Dienste mit sich bringen wird. Zweitens aber ist die Fraktion oft gezwungen, Stellung in Fragen zu nehmen, die noch nicht von einem Parteitag diskutiert sind. Niemand wird die sofortige allgemeine Nationalisation der Bahnen verlangen. Wir müssen aber unser Verhalten bestimmen, bis zum Tag, wo wir die kapitalistische Gesellschaft expropriieren. (Guéde: Wenn Sie sie aufgefauft haben, können Sie sie nicht expropriieren!) Gerade weil die Frage schwierig ist und weil sie im Parlament praktische Bedeutung bekommen kann, muß der Kongreß Stellung nehmen. In einem Jahre können wir die Partei vor ein fait accompli gestellt haben.

Compère-Morel wendet sich gegen Jaurès' Antrag, die Resolution Milhauds der Kommission für municipale Regie anzuschicken. Wir haben kein Mandat für diese Frage mitzubringen. Stellen wir nicht die Partei vor ein fait accompli.

Grossier spricht über die Wahlreform: Das Apparentement ist immer noch besser als das jetzige Wahlsystem. In Belgien, wo Sie das gute System herrschend glauben, gibt es fast überall Wahlställe.

Sembat will eine Kampagne gegen das Apparentement. Sollte aber die Frage praktische Bedeutung bekommen, so soll die Fraktion mit dem Parteivorstand die Entscheidung treffen. Nehmen wir jetzt schon das Apparentement an, so lähmen wir die Bewegung dagegen, lehnen wir es bedingungslos ab, so nähern wir denen, die auf das gefährlichste aller Systeme, das Listensystem, lauern.

Der Bericht der Fraktion wird einstimmig genehmigt.

Internationales Bureau.

Bailiant erstattet den Bericht und gedenkt besonders der Haager Konferenz der niederländischen und belgischen Genossen. Longuet meint, auch wenn man nicht in die Ueberwindung der deutsch-englischen Konfliktgefahr verfallte, müsse man eine Aktion des Proletariats, namentlich im Hinblick auf die mögliche Rückkehr der englischen Konservativen zur Macht, wünschen. Auch in der Marokkofrage sei der Stuttgarter Entschluß für Frankreich und Spanien anzuwenden.

Lagarque fragt, ob der internationale Sekretär Guyssmans mit dem völkisch-nationalistischen Agitator identisch sei, der den Völkerruf nähere.

Bailiant antwortet, daß Guyssmans nicht gegen die französische Kultur, sondern für Rechte der Vämen, die er für gerecht halte, kämpfe, und beruft sich auf das Zeugnis des Valonien Demblon aus Brüssel, der ihm beim neulichen Besuch der belgischen Bürgermeister in Paris Auskünfte gegeben hat.

Sembat meint, man müßte sich wohl etwas mit dieser völkischen Agitation beschäftigen, worauf Bailiant repliziert, daß Sembat als Sekretär der interparlamentarischen Konferenz Gelegenheit zu weiteren Erkundigungen habe.

Der Bericht wird einstimmig genehmigt.

liegt, nein, im Glühen des Mittags, unter dem Gang der Vögel, unter Blumen, die im Licht standen, hatte sie Jörger gesagt: „Da, Jakob, nimm mich! Ich bin dein!“ Das alles zog heute an ihr vorüber, und es grub Spuren in ihre Erinnerung wie rote tiefe Wunden.

Schludzen erschütterte den Leib der jungen Frau. Sie preßte das heiße Haupt in die Hände, suchte alle diese Erinnerungen wie einen Schleier über die Gegenwart zu werfen und weinte. Die blanken Tränen quollen ihr unaufhaltsam zwischen den Fingern herab und tropften auf ihre Knie, tropften ins Moos.

Sie suchte sich die Worte zu wiederholen, die der Gaisbus der Bäuerin heute morgen zu ihr gesagt, und brachte sie nicht mehr zusammen; auch war ihr entfallen, was sie dem eifrig Klappernden erwidert hatte; Herz und Zunge waren wie gelähmt gewesen; ihre Augen wie erblindet.

Sie wußte nur, daß sie sich schwindelnd mit der Rechten an einen Nischenzweig geklammert und dann plötzlich von einer unwiderstehlichen Gewalt fortgetrieben ohne Plan und Ueberlegung nach Jörgers Hof gerannt war. Umsonst hatte sie dort Knecht und Magd nach ihm gefragt, sie hatte dann im benachbarten Gehöft die Wirtsbäuerin vor ihrer Tür gefunden und gleichfalls ausgeforscht. Gleichfalls umsonst.

Mit vielen Worten und lebhaften Armbewegungen hatte die Alte nur immer wiederholt, daß niemand von allen Leuten, die sie getroffen und gesprochen, wisse, wo Jakob Jörger geblieben sei, und daß dies ein großes Unglück bedeute, in Wahrheit ein großes Unglück; denn was sollte ohne den Bauern aus der Wirtschaft werden? Jörger sei ihr obendrein das Geld für ein Kalb schuldig geblieben, und die geliebene Sense sei auch noch nicht zurückgebracht worden.

Schrecklich, daß der Herrgott unerwartet so ein Unglück schicken konnte!

Anna hatte ein Glas Milch bei der Wirtsbäuerin getrunken, denn sie war am Dursten; dann war sie weitergerannt, ohne etwas zu entgegenen.

Der Schwaigerbauer erst hatte sie etwas mit der Annahme beruhigt, Jakob Jörger könne am Ende trotz der Behauptung des Steinlaubertoni in Suden geblieben sein, um mit einer neuen Partie über den Ferner heimzukehren. Anfangs hatte sie auf diesen kleinen Hoffnungshimmer gestarrt, wie der Eingekerkerte die Lichtstrahlen auffängt, die in seine Nacht hinabtauchen, und sie vergah dafür dem häßlichen Kerl im Augenblick all seine Bosheit.

Dann aber war allmählich vor andern Ueberlegungen auch diese verblaßt und verschwunden.

Und mit der Ueberzeugung, daß Jörger etwas zugestoßen, und daß er fortan aus ihrem Leben ausgelöscht sei, kam dieser selbst von neuem vor ihr Antlitz.

Die Tränen waren verstopft, ihre Augen glühten. Da richtete sie sich auf, um heimzukehren.

Sie hatte es aufgegeben, nach Sand hinunterzulaufen und Hilfe im Dorf zu holen oder dort nach Jörger zu fragen. Welchen Zweck konnte das haben; man wußte ja von seinem Verschwinden, man hatte es drunten sogar sicherlich eher erfahren als sie selbst und längst die nötigen Maßregeln ergriffen. Das allein hielt sie ab, das Dorf aufzusuchen. Der Gedanke, daß sie sich allen durch ihre Sorge verriet, kam ihr nur wie ein flüchtiges Nebelbild, das der Wind sogleich wieder in ein Nichts zerfließen läßt.

Was lag ihr jetzt daran, was die Menschen sagten und dachten? Hatte es auch nur irgendwelchen Wert, konnte es auch nur um Haaresbreite die Last des Schmerzes und der Verzweiflung heben, die ihre Brust zu erdrücken drohte?

Ihr war, als sei ihr Leben jeden Inhalts beraubt, als habe man ihr das Licht, die Sonne selbst genommen.

Noch heute morgen war sie ahnungslos aufgestanden; sie hatte, wie die letzten Tage, so auch heute früh kaum ein flüchtiges Wort mit ihrem Mann gesprochen; dann hatte sie die Mägde angestellt und war ins Tal hinabgekliegen, um sich bei dem nächsten Bauern nach Hühnern

anzusehen, denn ein Marber hatte ihr neulich nachts die besten Hennen gelistet. Auf dem Wege war ihr der Gaisbus begegnet. Mit einem Scherzwort hatte sie ihn angerufen, mit einer Todesbotschaft hatte er geantwortet.

Aber konnte denn das nicht am Ende doch alles bloßes Geschwätz sein, unnötige Angst? Ließ sich denn Jörgers Verschwinden nicht auch anders erklären? Mußte ihm denn unbedingt etwas zugestoßen sein?

Der Kreislauf ihrer Gedanken endete bei seiner Wanderung durchs Dunkel ganz natürlich wieder bei diesem letzten Lichtfunken, den der Schwaigerbauer in ihrem Herzen gewekt.

Anna hatte Eile, mit ihrem Mann zu reden. Er konnte ja genau den Weg, er kannte den Ferner, da er früher öfter Touristen, die über den Gletscher nach Suden stiegen, begleitet hatte. Vielleicht auch wußte er, ob Jörger, ohne erst heimzukehren, sich gleich auf die Verfolgung des Bären gemacht. Ja, er konnte im Eifer der Jagd die Tage droben im Revier zugebracht und bei einem der Sennen Unterkunft gesucht haben.

So wechselten Hoffnungen und Zweifel, und ein Gesicht verjagte das andre.

Die junge Frau achtete nicht auf den Weg, sie vertiefte ihn und lief quer durch den Wald, um die Bindungen abzukurzen. Die Äste der Laichen schlugen ihr mit flebrigen Fingern ins Gesicht, hesteten sich an ihre Röcke und hatten sich an ihre Haare, die scharfen Nadeln rissen ihre blutige Spuren in die Wangen. Es war ihr gleich. Nur ab und zu fuhr sie mit der Hand über ihr brennendes Antlitz, aber sie sah nicht die roten Blutstropfen, die sich danach auf ihren Fingern zeigten. Bald bemerkte sie, daß sie in dem Gewirr von Blöden, im Gestrüpp der Zwergkiefern und Alpenrosen, das hier und da zwischen alten Lärchen den Boden überwucherte, nur langsam und unsicher vorwärts kam, und sie strebte darum, das Unterholz mit kräftigen Armen auseinanderbiegend, dem Wege wieder zu, wobei sie das Rauschen des Wassers leitete.

(Fortsetzung folgt.)